

*„Hier sei ein Beispiel, wie Christen sich begegnen können und einen Zugang zu anderen finden.“*

von der Evangelischen Akademie Loccum und der Jesuiten-Hochschule St. Georgen Frankfurt. Ziel dieser ökumenischen Veranstaltung war: „... die eigene Auffassung deutlich und dem Anderen verständlich zu machen und die Meinung der anderen Seite kennen zu lernen.“ Der Kurs ist sehr geschätzt worden, weil er gegenüber so manchen unglücklichen und oberflächlichen Harmonisierungsbemühungen bestrebt war, die vorhandenen Unterschiede von ihrer Wurzel her zu verstehen.

Das „nicht immer glückliche Verhältnis“ zwischen Kirche und Kunst sollte (nach Wünschen des Bischofs) verbessert werden. Das führte zu dem noch heute in Hildesheim bestehenden „Aschermittwoch der Künstler“. Die Anfänge liegen im St. Jakobushaus. Ausdrücklich wünschte der Bischof weitere Akademietagungen zur Kunst: „Sie sind dringend geboten.“

Was die Atmosphäre im Hause betraf, konnte Ernst Otto Arntz 1987 feststellen: Von Besuchern wurde die Toleranz sehr bemerkenswert gefunden. Hier sei ein Beispiel, wie Christen sich begegnen können und einen Zugang zu anderen finden. Dabei werde Verbindliches unserer Kirche den Teilnehmern nicht unterschlagen, sondern zugemutet.

Die Debatten im Wissenschaftlich-pädagogischen Beirat des Hauses über die Tagungsinhalte wurden bestimmt von dem oft zitierten Zeitgeist und kontrovers geführt: Haben wir Angebote für hilflose, verunsicherte Menschen? Soll nur die konfessionell gebundene Jugend angesprochen werden? Wie gehen wir auf alte Menschen, Pensionäre zu? Haben wir Altenpflege richtig begriffen? Die Ärzte stehen hilflos vor dem „immer niedriger werdenden metaphysischen Stand ihrer Patienten“. Welche Möglichkeiten haben wir für sie?

### **Bildungsarbeit wider „Tisch, Blatt, Bleistift“**

Hans Georg Ruhe

Das war eine merkwürdige Zeit. Die 68er gerieten in Vergessenheit, Flowerpower hatte sich aufgelöst in materielle Fülle und die Bleierne Zeit begann zu verblassen. „Null Bock“ wurde vom jugendlichen Kampfbegriff zum naserümpfenden Kampf gegen die Jugend gewandelt. Dazwischen schillerten „Popper“, „Punks“, weiße Socken und Turnschuhminister. Die Gel-Generation entdeckte Krawatten und Deutschland erstand.

Die ersten Stufen auf dem Weg durch die Institutionen waren genommen. Der Kampf um Stile, Haltungen und Ansätze in der Bildungsarbeit war eröffnet worden. Die Definitionsmacht hatte allerdings immer noch die Wirtschaftswundergeneration. Sie klammerte ihre Erkenntnisse und Bildungsambitionen mit Rufen nach „Diskurs, harte aber faire Diskussion und Mündigkeit“. Manche plünderten gern das Vokabular der Frankfurter Schule.

Beschworen wurde Johannes XXIII. und sein Konzil. Die sterbenden Methoden und Ansätze hießen „Primanerakademie“ oder „Referat mit anschließender Diskussion!“. Die Folgenlosigkeit der Didaktik wurde kompensiert durch das sich anschließende „Gesellige Beisammensein“. Der Alkoholkonsum in der Bildungsarbeit war für viele Bildungsreferenten auch Maßstab für ihr Gelingen. Banale intellektuelle Rituale mit bestechender Irrelevanz für die Praxis und schönsten Folgen für den Status der Dozenten waren etablierter Bestandteil kirchlicher Akademien.

Und trotzdem: Die, die sich jetzt als Leiter oder Beirat in Bildungshäuser zelebrierten, hatten ihre Verdienste – in den fünfziger Jahren. Wohin wäre die Bundesrepublik wohl gedriftet, hätte es nicht diese damals jungen Demokraten und Volksbildner gegeben? Hätten sie doch nur gewandelt weiter gemacht und in den letzten zwei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts darauf verzichtet, an ihren Denkmälern zu bauen.

Jetzt aber war die Müsli-Generation auf dem Vormarsch und irgendwann in diesen Jahren wurde vegetarisches Essen hoffähig – natürlich ideologisch untermauert als Beitrag zum „Umweltschutz“. Die Wirtschaftswundergeneration bestand weiterhin auf fette Schnitzel. Das war gewählter Ausdruck ihrer Lebenskunst und Protest gegen die jungen Wilden der Bildungsszenerie. Freilich, die neue Generation der Dozenten wollte an andere Fleischtöpfe. Denn die Zeiten waren vorbei: „Erst wirst du Jugendbildungsreferent und dann Leiter einer Volkshochschule.“ Sie konterten die zum Mief geronnenen Verdienste aus den fünfziger Jahren mit Rufen nach Veränderungen: „Ganzheitlichkeit und Gruppendynamik“ oder „Politisch ist alles“ und „Parteilichkeit“. Politische Bildung erhielt eine Schwester: das Individuelle. „Wie fühlst du dich?“ und „Das macht mich betroffen!“ oder „Wie geht es dir damit?“

Was haben wir geschwelgt in den Selbstbespiegelungen! Die Anzahl durchweinter Taschentücher war Ausdruck von Qualität. Männliche Taschentücher galten als Beleg fortschreitender Emanzipation. Die Mainstreamthemen Pazifismus, Ökologie und Selbsterfahrung durften individuell nicht folgenlos bleiben. Betroffenheitskult löste Sachfragen im

*„Der Kampf um Stile, Haltungen und Ansätze in der Bildungsarbeit war eröffnet worden.“*



Hans Georg Ruhe, Pädagogische Mitarbeiter von 1981 bis 2000, danach bis 2002 Leiter des Fundraisingbüros

*„Bildungshäuser können nur überleben, wenn sie Kompetenzzentren aufbauen, ...“*



Wo heute mit PC und Beamer gearbeitet wird, war in den 60er Jahren der Filmprojektor ein modernes Lehrmittel.

wabernden Nebel des New Age. Im Schatten wuchs der Feminismus – katholisch vorsichtiger und auf kleinlaute Art auch verbissener (Haben Sie auch patriarchale Textstellen im Gesangbuch gejagt?).

All das ging am St. Jakobushaus nicht spurlos vorbei. Manche Auseinandersetzung und Altitüde schrammte tiefer, als man im Tagesgeschäft zugeben mochte. Da wurde Erbe bewacht. Änderungen ja – aber alles, was nach mehr als „Tisch, Blatt, Bleistift“ roch, unterlag dem Generalverdacht: „Keine Substanz“, „Zu faul zur Vorbereitung“ oder „fehlende Kirchlichkeit“. Miteinander musste man alt und älter werden, um im Laufe der Neunziger die Ansätze der Fünfziger mit denen der Achtziger zu versöhnen.

Dennoch führten manche die Kämpfe weiter. Ich kann mich noch gut erinnern, mit wie viel Schaum vor dem Mund eine Versammlung katholischer Bildungshausleiter in Goslar den Anspruch zurückwies, Bildung und eigene Engagementspraxis gehörten untrennbar zusammen. Sie verkannten diesen Ansatz, der im St. Jakobushaus als konstitutives Element Mitte der Neunziger Jahre benannt und entwickelt worden war, als Strategie des Parteiischen und beschworen Enthaltensamkeitskonzepte.

Das Kollegium (ein Begriff, der anfangs untersagt worden war: zu wenig Führung, zuviel Team!) des St. Jakobushauses aber hatte alte Wege verlassen: Seitdem wird die Akademie von Satelliten begleitet: Fundraisingbüro Goslar und Freiwilligenagentur Goslar, Freiwilligenakademie Niedersachsen und Politische Diakonie. Das gemeinsame Credo: Bildungshäuser können nur überleben, wenn sie Kompetenzzentren aufbauen, wenn sie über den Tellerrand schauen, kooperieren und mitarbeiten statt immer nur kluge Ratschläge zu geben.

Bildungshäuser müssen sich dem Frust der Praxis stellen und sich für Alltag-Misslingen verantwortlich machen lassen. Sie müssen regional wirken und lokal wurzeln. Seit einigen Jahren stellt sich eine weitere Herausforderung: Bildungshäuser werden immer stärker Lebensorte des Glaubens. Sie sind Ausgleich des Bedeutungsverlustes der Gemeinden, die mittlerweile nur noch die Minderheit der katholischen Christen erreichen. In Bildungshäusern hingegen kann der Kontakt gehalten werden, der anderen Orts abgebrochen ist.

## Die 90er Jahre: Die deutsche Einigung

Dr. Andreas Fritzsche

Mit Ehemaligen aus der DDR fand im November 1989 ein Wochenendseminar unter dem Titel „Am anderen Ufer“ statt. Alteingesessene westdeutsche Kollegen fragten mich, ob ich ein Schwulen-Seminar vorhätte. Weit gefehlt – „am anderen Ufer“ ist ein Spruch des russischen Schriftstellers Theodor Herzl, der von der anderen Seite des Flusses träumt. Nun sind die ehemaligen DDR-Bürger auf der anderen Seite des Todesstreifens und: Ist das Leben hier schöner? Sind die Wiesen hier grüner? Das Seminar fand vom 10. bis 12. November statt. Mitten ins Seminar hinein löste sich Goslar im blauen Dunst der Trabbi-Wolken auf. Die aktuellen DDR-Bürger „guckten“, wie es auf der anderen Seite des Zaunes aussieht und holten sich bei dieser Gelegenheit das Begrüßungsgeld ab.

Dieses banale Geschehen – 17 Kilometer von der Zonengrenze entfernt – definierte für die 90er Jahre die Arbeit des St. Jakobushauses. Die geistige Stimmung war eindeutig auf „deutsche Einigung“ getrimmt: Die Kolpingfamilie Oschersleben kam im Januar 1990, um die Katholische Soziallehre kennen zu lernen. Immerhin ist aus dieser Gruppe eine Bundestagsabgeordnete (ehemals Krankenpflegerin) und der Dresdner Bürgermeister hervorgegangen. Mit der gleichen Fragestellung kam die Berliner Bauhütte. Studenten aus Halle, Leipzig, Magdeburg interessierten sich für Wirtschaftsethik. In Folge hießen die Seminarthemen im Rahmen der Katholischen Soziallehre „Kommunalpolitik“, „Werte und Normen“, „Soziales Netz“, „Betriebsverfassungsgesetz“ und ihre Umsetzung in die Praxis. Hier wurde das Format „Praxiswerkstatt“ geboren..

Als dem Hochsicherheitstrakt DDR die Luft ausging und nur noch Ostalgie (das Träumen von den guten alten Zeiten im neuen Westwagen) übrig blieb, musste eine ganze Sparte von Lehrern zu neuen Ufern aufbrechen. Lehrkräfte für Staatsbürgerkunde, Geschichte, und Deutsch waren im Stand der DDR-Gerechtigkeit nicht mehr gefragt und mussten sich in der Tat fortbilden. Ihre Zukunftschancen sahen sie am Ufer der „Werte und Normen“. Hoch gesponsert von der Bundeszentrale für politische Bildung, waren diese Kurse im St. Jakobushaus voll ausgebucht. Nach einigen Irritationen mussten wir feststellen: Diese Lehrerinnen und Lehrer wollten einfach nur wissen, was nun zu denken sei. Sie wollten auf ihre „Festplatte“ das Betriebssystem des real existierenden Kapitalismus‘ einspielen. Hartnäckige Versuche unsererseits, das Denken einzuüben mit dem Ziel selber denken zu können, lösten bei einigen Entsetzen aus, denn sie wollten schlicht und einfach nur wissen, was nun angesagt ist.

*„Mitten ins Seminar hinein löste sich Goslar im blauen Dunst der Trabbi-Wolken auf. Die aktuellen DDR-Bürger guckten, wie es auf der anderen Seite des Zaunes aussieht ...“*



Lange vor der „Wende“: Bildungsarbeit mit Tafel und Podium